



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der 28. September 1870

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Der 28. September 1870.

Ein neuer Feiertag im Kriegskalender von 1870! Straßburg ist unser! Welcher Deutsche athmete nicht froh und dankerfüllt auf bei der ersehnten Kunde, wer fühlte nicht sein Herz erleichtert in dem Gedanken, daß die Uebergabe dem Sturm zuvorgekommen ist, welcher der Stadt furchtbare Verheerung drohte! Wie ein schwerer Druck lastete das Schicksal der unglücklichen Stadt auf unsern Gemüthern. Nur mit gemischten Empfindungen vermochte man der kühnen und sicher fortschreitenden Belagerung, der tapfern Vertheidigung zu folgen: es war doch die alte deutsche Stadt, die sich gegen das deutsche Heer so hartnäckig als hoffnungslos wehrte. Andere Trophäen dieses Krieges haben blutigere Opfer verlangt, bei keiner aber war die Nothwendigkeit auch des geringeren Opfers dem Sieger selbst so grausam fühlbar. Das Blut, welches in den Straßen der Stadt und draußen vor den Befestigungen floß, schien doppelt kostbarer Einsatz; jedes Haus, in das die zündende Bombe schlug, steigerte den Preis. Wer die Schilderungen der Belagerungsscenen las, stimmte oft genug mit Jenen, welche von den Höhen des Nachbarlandes den furchtbaren Feuerschein am Nachthimmel beobachten konnten, in den Ruf ein: wäre das doch zu Ende! Mit dem Bewußtsein eine traurige Pflicht zu erfüllen, betrieben unsere wackeren Artilleristen ihr Werk; das Bild der Zerstörung in der eroberten Stadt verkümmerte den Einziehenden den verdienten Triumph.

Nicht die Stimme der Menschlichkeit allein sprach in dem bangen Mitgefühl mit den Leiden Straßburgs, auch nicht das wohlberechtigte Interesse, die „wunderschöne Stadt“, welche Deutschland zurückzufordern gewillt war, sich möglichst unversehrt zu erhalten. Mächtiger wirkte dabei eine Empfindung, die man wohl Schamgefühl nennen darf; Schamgefühl nicht über uns, sondern über unsere Väter, über die Zeiten deutscher Ohnmacht, welche uns diese widerspruchsvolle Lage geschaffen haben. Je lebhafter die frevelhafte Herausforderung Frankreichs die Erinnerung an die lange Reihe vorhergegangener Unbilden erweckte und zur allgemeinen Forderung eines endlichen Rechnungsabchlusses steigerte, um so peinlicher mußte gerade jetzt der Eindruck des verheerenden Kampfes wider Das, was unser war und wieder unser werden sollte, den gesunden deutschen Sinn berühren. Reth von Straßburg aus in Brand geschossen und Straßburg von deutschen Truppen bombardirt! das ist der Rest, wills Gott der letzte, jener traurigen Erbschaft, die uns französische Raublust und deutsche Schwäche hinterlassen hat. Im Augenblick, da der nationale Schwung des gesammten Deutschlands das Größte erreicht und den

frechen Angreifer zerschmettert hat, brauchen wir uns dieses Schamgefühl nicht zu schämen; wurzelt doch in ihm der starke einmüthige Wille, vergangene Schuld zu sühnen, uns mit dem guten Schwert jene Garantien zu erobern, welche die letzten Schatten einer trüben ungesunden Vergangenheit auf alle Zukunft bannen werden.

Ein ernster Act historischer Gerechtigkeit vollzieht sich in dieser Episode des nationalen Krieges. Es gab keine Wahl: mit Blut und Eisen allein konnte und mußte zurückgekauft werden, was durch schmachvolle Schwäche dem deutschen Lande verloren gegangen und entfremdet war.

Straßburg hat einen andern 28. September gehabt. Seltsames Spiel des Zufalls, daß der Tag, da die französische Besatzung kriegsgefangen die Waffen streckt, der Jahrestag der französischen Occupation ist. Am 28. September 1681 war es, daß General Montclar, der willige Scherge Ludwigs XIV., die Vorwerke Straßburgs im tiefen Frieden überrumpelte, und Louvois' Drohungen jähen Schrecken in die Bürgerschaft warfen. Zwei Tage darauf war die freie Reichsstadt, der Hort deutscher Art und Kunst im Südwesten des Reichs, eine französische Stadt. Die Bürgerschaft fand gegen Ludwig XIV. nicht wie 130 Jahre zuvor gegen Heinrich II. Willen und Kraft zu einem opfervollen Widerstand, der dem Bedränger wohl ernste Verlegenheiten bei den europäischen Mächten hätte bereiten können. Das deutsche Reich in seiner Zerrissenheit und Glendigkeit hatte gegen die unerhörte Vergewaltigung nur Schmerzensschreie und Proteste. Mit geballter Faust, aber ohne die Hand zu regen, verzweifelnd fügten sich die Bürger Straßburgs und sahen den französischen König durch ihr Thor einziehen.

Heute, am Jahrestag seiner schändlichen Gewaltthat, ziehen die deutschen Schaaren in Straßburg ein, nicht in die unvertheidigte Stadt, sondern nach einem Monat schwerer Prüfung in Belagerung und Glend, und nicht als Befreier begrüßt — wie Straßburg sie damals ersehnte —, sondern als siegreiche Feinde mit ingrimmiger Resignation aufgenommen. Heute ballen die fanatisirten durch Kampf und Entbehrung erbitterten Bürger die Faust wohl gegen den deutschen Sieger, der ihr Stammgenosß ist, und fluchen ihrem Geschick, das sie kennen, wieder Deutsche werden zu sollen.

Hundertneunundachtzig Jahre einer schimpflichen Zerrüttung und Agonie auf der einen, fortgesetzter Unterdrückung und eines rücksichtslos gleichmachenden Staatssystems auf der andern Seite, vor Allem die Schicksalsgemeinschaft mit Frankreich in den vulkanischen Umwälzungen seit 1789 haben solche Veränderung bewirkt und es dahin gebracht, daß dem Straßburger (wir sagen nicht Elsässer) die Stammgemeinschaft mit Deutschland, eine neunhundertjährige Geschichte gemeinsamen Zusammenlebens in Aufstreben und Kampf, Erhebung und Unglück, auf allen Gebieten nur wie ein ferner Traum, ja

wie eine unliebsame Erinnerung erscheint, die er geflissentlich weit wegwirft, um sein Neufranzösenthum gehörig zu legitimiren. — Und doch dürfen wir jetzt schon kühnlich sagen: so wenig Straßburgs Wälle dem siegenden Vordringen der deutschen Macht Stand gehalten haben, so wenig wird auch jener unnatürliche Fanatismus der Bewohner gegen die erobernde Macht der deutsch-nationalen Idee auf die Dauer ein festes Bollwerk bilden können. Wir haben sie wiedergewonnen in Blut und Zerstörung: wir werden sie uns besser wiedergewinnen in beharrlicher friedlicher Arbeit. Der durch Einigung ihrer getrennten Glieder so wunderbar erstarkten Nation wohnt auch der Glaube bei, die entfremdeten, entarteten Söhne in den Schoß des Vaterlandes zurückzuführen.

Deutschland hat die alte Schuld abgetragen, das Unrecht der Väter gesühnt. Auf des gedemüthigten Frankreichs Seite ist jetzt innere Zerrüttung und tiefe sittliche Verkommenheit: Deutschland, das lange zerrissene, verkannte, steigt einig, mächtig, achtungsgebietend empor. Der Schein ist zerstört, der falsche Göze, dem auch Straßburg seine Kinder opferte, vom Piedestal gestürzt.

Unsere Krieger selbst bringen den Bürgern Straßburgs die erste vernehmliche Kunde von der neuerstandenen deutschen Macht und Herrlichkeit. Mit eigener schwerer Schädigung hat die undeutsch gewordene Stadt diese Erfahrung erkaufen müssen. Der Weg durch ihre Thore führt über Schutt und Trümmer; manch kostbares Kleinod aus alter Zeit ist dabei zu Grunde gegangen. Aber noch steht der alte Münster unversehrt und überschaut weithin deutsches und wälsches Land: das unvergängliche Denkmal deutscher Kunst, ein Sinnbild der deutschen Ueberlegenheit.

Das alte Wort: „der die Wunde schlug, wird sie heilen“, soll sich auch bei Straßburg bewähren. Ein neues schöneres Straßburg soll erstehen. Noch ist, das verhehlen wir uns nicht, nur der kleinere Theil der Arbeit gethan; es bleibt uns die größere Aufgabe, eine schwere Friedensmission. Wie wir die zerstörten Häuser über dem Schutt neu und stattlich aufbauen werden, so liegt es uns ob, unter der Aschenkruste, die sie deckt, jene schlummernden doch nicht verloschenen Funken deutschen Bewußtseins zur lebendigen Flamme zu erwecken, den echten Kern deutschen Wesens, Denkens und Fühlens aus der dünnen französischen Hülle hervorzuschälen und zu pflegen. Unsere Nation, die ihre unverthilgbaren Rechte so kräftig zur Geltung gebracht hat, kennt auch die Bedeutung ihrer daraus erwachsenden Pflichten und fühlt sich kräftig, sie zu erfüllen. Wird es auch harte Arbeit kosten, eine unerquickliche Uebergangsperiode nicht zu vermeiden sein; für das Gelingen bürgen schon die Epochen, welche der preußische Staat in einer ähnlichen und schwereren Mission in seinem Osten erzielt hat.

Wir feiern den 28. September! Dieser Tag nahm uns vor Zeiten

Strasßburg, da Deutschland seiner selbst vergessen hatte; er giebt es uns heute, in den Tagen der mächtigsten Volkserhebung, zurück als ein Pfand der zu wahrenen Einheit und Kraft. Von den Zinnen Strasßburgs weht wieder die deutsche Fahne; anstatt eines „Passes ins Reich“ wird Strasßburg, die deutsche Stadt, wieder werden, was sie einst war: die Warte und Grenzhüterin Deutschlands wider den Franzosen.

### Preussens Politik gegenüber dem deutschen Süden.

Aus Süddeutschland, 3. Oct.

Die Reise des Staatsministers Delbrück nach München hat jeden Zweifel an ernstern Verhandlungen über das Verhältniß der Südstaaten zum Nordbunde beseitigt. Zu welchem Resultat aber die Münchener Besprechungen geführt haben, darüber finden wir in nord- wie in süddeutschen Blättern sehr widersprechende Angaben. Es wird daher nicht ohne Werth sein, so viel es im Augenblicke angeht, den Gang dieser wichtigen Angelegenheit fest zu stellen.

Die Politik des Grafen Bismarck in Bezug auf den Süden war vor dem Kriege dahin gegangen, gegen die beiden Königreiche auch nicht den leisesten Druck zu üben oder üben zu lassen. Diese Politik wurde bis zu dem Punkte getrieben, daß, damit man ja in München und Stuttgart nicht sagen könne, Preußen beeinträchtige die vollste Freiheit der Entschliefungen, im Interesse dieser bairischen und württembergischen Selbständigkeit auf den dritten Südstaat mehr als einmal ein ziemlich empfindlicher Druck ausgeübt wurde, ein Verfahren, das, von der eigentlich politischen Substanz abgesehen, an den beiden Königshöfen ein sehr behagliches Gefühl hervorrufen mußte. Gelegentlich gingen die Dinge so weit, daß sie nur aus der in Berlin herrschenden Voraussetzung erklärt werden konnten, die badische Treue könne durch nichts in der Welt erschüttert werden. Und zwar erstreckte sich diese vielleicht beispiellose Schonung nicht allein auf das politische, sondern auch auf das militärische Gebiet. Trotz Allianzverträgen konnte es sich die bairische und württembergische Armeeverwaltung so bequem machen, als es die Kammeropposition gegen Preußen erheischte. Ja, das preußische Entgegenkommen scheint sich nicht einmal darauf beschränkt zu haben, die bairische und württembergische Selbständigkeit ganz unbehindert gewähren zu lassen, sondern eine Weile selbst den Bemühungen um die Aufrihtung eines Südbundes aufrichtig hilfreich gewesen zu sein.

Grenzboten IV. 1870.